

# **Landesbibliothek Oldenburg**

## **Digitalisierung von Drucken**

[urn:nbn:de:gbv:45:1-61500](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-61500)

# Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Oldenburg.

Druck vom verantwortlichen Verleger

Gerhard Stalling.

II. Jahrgang.

Dienstag, den 24. Juni 1845.

N<sup>o</sup> 50.

Der Unterzeichnete hält den „Beobachter“ zu neuen Bestellungen auf das mit dem 1. Juli beginnende dritte Quartal bestens empfohlen. Der Preis des Quartals beträgt, incl. des Postporto's, 33 Gr. Gold.

Den bisherigen Abonnenten wird das Blatt auch fernerhin regelmäßig zugesandt, und bedarf es daher von diesen keiner erneuerten Bestellung.

Gerhard Stalling.

## Die Liebe.

(Sonett.)

Was ist Liebe? frag' in frühern Jahren  
Oft mein Herz und sann drauf hin und her,  
Denn es war mein sehulichstes Begehren,  
Dieses Herzensräthsel zu erfahren.

Und da sann ich, wo sich Tauben paaren,  
Das den Ossian und den Homer,  
Wie auch alle neuern Klassiker,  
Aber dennoch konnt' ich's nicht gewahren.

All' mein Forschen war deshalb verloren,  
Lange lebl' ich mit mir selbst im Zwist;  
Besser, dacht' ich, wärst du nie geboren.

Doch seitdem Du, Emma, mich geküßt,  
Lass' ich alle Bücher ungeschoren,  
Sagt mein Herz mit selbst, was Liebe ist.

F. v. Vorn.

## Der Handlungsverein mit Gott.

Ein Pariser Juwelenhändler, Namens Dúhalde, durch mancherlei mißlungene Pläne verstimmt, faßte endlich den Entschluß, mit Gott selbst einen Handelsverein zu errichten und schrieb den Inhalt desselben am 24. September in sein Handelsbuch. Im Eingange dieses seltsamen Vertrags erklärte er, daß er alle folgenden Artikel zu erfüllen gelobt, und daß er im Fall seines frühern Ablebens seine Erben verpflichte, dies in seinem Namen zu thun. Der Verein, welcher den Juwelenhandel zum Zweck

hatte, lautete auf fünf Jahre. Als Fonds setzte er sein ganzes in 15000 Livres bestehendes Vermögen ein, und untersagte sich selbst die Erlaubniß, während der Dauer des Vertrags irgend einen andern Verein, eine Heirath ausgenommen, zu schließen. Nach Verlauf der fünf Jahre verpflichtete er sich zu einer Abrechnung (Bilanz). Seine Fonds und die etwa unterdeß erheirathete Wittigst oder die ihm zugefallenen Erbschaften wollte er dann natürlich zurückziehen, das Uebrige sollte zwischen ihm und Gott getheilt werden.

Gleich nach Errichtung dieses Vertrages reiste Dúhalde nach Spanien, aber seine Geschäfte daselbst waren anfangs nicht glücklich, Gott schien ihn prüfen zu wollen. Dúhalde machte sich an den Kardinal Alberoni und faßte große Hoffnungen, welche bei dem Fall dieses Ministers in Rauch aufgingen. Durch einen neuen Beschützer, den Marquis Skotti, erhielt er den Titel eines Juweliers der Krone, ohne davon einigen Vortheil zu ziehen. Einige Jahre nachher bot sich ihm bei Gelegenheit der spanischen Doppelheirath ein vortheilhafter Juwelenhandel an, aber ein spanischer Juwelier machte Miene, ihm zuvorzukommen. Dúhalde verband sich endlich mit diesem seinem Gegner und von dem Augenblicke an gingen seine Angelegenheiten gut. Er kehrte nach Frankreich zurück und ließ sich für immer in Paris nieder.

Im Jahre 1722 verheirathete er sich und erhielt mit seiner Frau 30000 Livres. In demselben Jahre



erbte er von seiner Mutter 70000 Livres. Bei der Geburt seines Sohnes verlor er den Kontrakt mit Gott nicht aus den Augen, sondern vertheilte auf Rechnung des gemeinschaftlichen Fonds verschiedene Summen an die Armen.

Mit dem 1. Oktober 1724 ging der Verein zu Ende. D'Halde hielt Abschluß. Die an die Armen bestimmte Summe betrug 13684 Livres, außerdem 2400 L., wofür er einem bejahrten Mädchen eine Leibrente zu 150 L. gekauft hatte. Sowohl dieser als sein eigener Gewinn bestand in Juwelen, die sich meist im Auslande befanden. Er zeigte dieselben in seiner Abrechnung an, und auf die Pakete, die er in Paris hatte, setzte er die Worte: Halb für die Armen. Zum Schlusse der Abrechnung, wo alles den Armen Gehörige auf das Genaueste angegeben war, fügte er die Erklärung bei, daß er seine Erben verfluche, wenn sie unter irgend einem Vorwande nicht die Hälfte von Allem, was aus den angegebenen Juwelen gelöst werden würde, an die Armen vertheilten, im Fall Gott früher über ihn verfügen sollte, als er selbst seine Verbindlichkeiten erfüllen könnte. Dies sollte sogar dann geschehen, wenn durch irgend einen Zufall sein ganzes Vermögen verloren ginge und nichts als die den Armen gehörige Summe übrig bliebe.

Im März 1725 starb D'Halde, nachdem er in seinem Testament auf seine Handlungsbücher verwiesen und den Exekutor verpflichtet hatte, die darin enthaltenen Artikel, die Armen betreffend, auf das genaueste zu vollziehen. Die Administratoren des großen Hospitals Hotel-Dieu stellten sich der Aufforderung des Exekutors gemäß bei Aufnahme des Inventariums ein. Man fand die Juwelen mit der Aufschrift: „Halb für die Armen“, und in den Handlungsbüchern die ganze Summe unter den Passivis. Natürlich verlangten die Administratoren die Auslieferung der Diamanten, die auf 18888 Livres abgeschätzt wurden, aber der Vormund der Wittve und des Kindes verweigerte dieselbe und erklärte die Verfügungen des Erblassers für nichtig, weil sie mit der gefunden Vernunft in Widerspruch ständen.

Jetzt erhob sich ein Prozeß über die Frage, ob man mit Gott in einen Handelsverein treten könne? Zwei berühmte Advokaten, Blaru von Seiten des Hospital-Direktoriums, und Fillon von Seiten der Wittve und des Kindes, verfochten das Für und Wider in meisterhaften Plaidoyers (gerichtlichen Verhandlungen). Das Parlament zu Paris entschied am 3. April 1726 zu Gunsten der Armen,

stellte es jedoch dem Vormunde der Wittve und des Kindes frei, statt der Juwelen ein für allemal 8000 Livres an das Hotel-Dieu zu zahlen.

Die Plaidoyers dieses Rechtsfalls mögen neugierige Leser im 4. Bande der causes célèbres des Pitaval nachlesen.

### Merkwürdiger Richterspruch.

Zu den Füßen Solimans des Zweiten warf sich einst eine arme Frau mit der Klage, daß seine Soldaten des Nachts ihr ganzes Haus ausgeräumt hätten. Soliman lächelte und sagte, sie müsse wohl sehr fest geschlafen haben, um diesen Lärm nicht zu hören. Ja, gnädiger Herr, erwiderte die Frau mit Dreistigkeit, ich schlief fest, weil ich glaubte, daß Deine Hoheit für mich wache. Der Sultan merkte den Stich und ließ der Frau alles Geraubte ersetzen.

### Guter Grund.

So lustig hab' ich den Dreck  
Mein Lebtag' nicht geseh'n.  
„Hat er im Handel was erworben?“  
Nein, seine Frau ist ihm gestorben.

### „Singen und Trinken.“

In Herrn Lud. L.

Da ich halter eben 'ne freie Viertelstunde habe, so erlauben Sie wohl, wenn ich die Feder nehme und Ihre „Parallele“ in Nr. 10. des Beob. mit einigen Strichen versee. Merken Sie gefälligst Folgendes:

1. Grundsatzmäßig pflege ich mich nur mit Vollsinnigen einzulassen. Ausnahmsweise will ich aber für dies Mal Sie doch auch berücksichtigen, wenn gleich es mit Ihrem Gesichte ohne Zweifel sehr schlecht bestellt ist. — Suchen Sie daher mal Ihre Brille hervor und gehen Sie meinen Aufsatz in Nr. 25. noch ein Mal durch. Wenn die Brille die wünschenswerthe Beschaffenheit hat, so werden Sie finden, daß ich nicht „allein und jedem Singen bei Weichenbegängnissen das Verdammungsurtheil spreche“ — wie Sie zu sagen belieben — sondern nur dem miserablen Gesange, der Singerei, dem Geplärre: kurz, dem schlechten Gesange, wovon ich aber zugleich auch behauptet habe und noch behaupte, daß ein solcher auf dem Lande gewöhnlich ist. Wenn Sie das nicht zugeben wollen, so werden Sie mir Thatsachen vorzuführen haben, die das Gegentheil beweisen.

2. Daß der Küster während des Singens gerade an seine „Gebühren“ denken müsse, habe ich gar nicht

gesagt. Wenn ich bemerke: „Es ist ein Gesang von Amtswegen, für Gehören“, so liegt darin blos eine Hindeutung auf den möglichen und wahrscheinlichen Grund der Thatsache, die ich so eben unter 1. als gewöhnlich bezeichnet habe, weiter nichts. Ihre Beispiele vom Prediger und Schullehrer passen nicht. Warum nicht? — das ziehen Sie mal in Ueberlegung! Unter vier Augen könnte ich Ihnen (beiläufig) merkwürdige Beispiele von dem großen Einflusse der Gebühren — z. B. in Bezug auf Leichenreden — mittheilen.

3. Daß eine zu häufige Wiederholung einer Feierlichkeit die Andacht fördere, behaupte ich trotz Ihres Beispiels vom Kirchengehen noch. — Besuchen Sie doch mal Gerichtshöfe, wo alle Tage Eide geschworen werden, Sie werden sich wundern über die Andacht, die Sie in der Regel antreffen! — Nach Ihrer Meinung muß ein 40tägiges Gebet der katholischen Kirche ein wahres Prachtstück sein! —

4. Als „Schriftgelehrter“ respektire ich Sie nicht. Die Kinder, welche bei Leichen singen, sind bekanntlich keine „Unmündige und Säuglinge“; und daraus, daß Jesus diese Worte des alten Dichters auf die Kinder anwenden konnte und anwandte, welche ihm ein Hofstama! zuriefen, folgt durchaus nicht, daß sie auch von den Kindern gelten müssen, die bei Leichen singen, resp. schreiben oder höfken.

5. Daß die Leichenbegleitung durch den Gesang überall nicht erbaut werden könnte, habe ich nirgends gesagt, lieber Herr L. — Stücken Sie Ihre Brille ab!

6. Aufrechtig und ernst versichere ich Ihnen hiermit, daß ich die protestantische Kirche ihres Schmuckes nicht berauben will. Beiläufig bemerke ich, daß Sie mir hier plötzlich gewaltig viel zutrauen; eben vorher reden Sie von meiner „Unmaßung und Beschränktheit.“ — Ueber diese beiden Prädikate könnten wir auch ein Wort reden, ich — will's Ihnen aber in Gnaden erlassen. — Also, um wieder auf den „Schmuck“ zu kommen, die protestantische Kirche soll ihren völligen Schmuck behalten, insbesondere auch ihren prächtigen Grabgesang.

7. In meiner Schlussfolge von 1—6, die Sie „komisch“ nennen, kann ich eben keine Komik entdecken; auch wäre diese gewiß etwas ganz Neues bei mir. Uebrigens haben meine Sätze mit Ihrem „Trinken“ nichts zu schaffen, und wenn Sie mir anrathen, meine „komische Schlussfolge“ mal an das Trinken (und Essen) zu legen, so hat es hier ganz den Anschein, als wenn Sie mir in Betreff des „Trinkens“ einen Sermon halten wollten. Ich muß bedauern, daß die Mühe

verloren ist. Was dies Kapitel anlangt, so bedarf ich keines Busspredigers.

8. Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, wenn Sie das „Trinken“ bei Leichenbegängnissen für eine empörende Sitte erklären; ich verstehe dann aber unter „Trinken“ den Genuß von Spirituosen überhaupt und auch den übermäßigen Genuß des Weines, und würde, wenn ich darüber zu schreiben hätte, statt „Trinken“ ohne Weiteres „Saufen“ sagen, — man weiß dann gleich, woran man ist. — Gewiß, alle und jede Völlerei sollte in unserm erleuchteten Jahrhundert endlich aufhören, besonders aber bei Beerdigungen nicht mehr vorkommen!

9. Noch ein Mal muß ich Ihnen widersprechen, wenn Sie am Schlusse Ihrer „Parallele“ sagen: „Aber das Aergste ist gewiß Folgendes u.“ — Daß die Träger noch einen „Schluck“ zur Stärkung bekommen, finde ich — die Wahrheit zu gestehen — so sehr arg gar nicht, wiewohl ich auch glaube, daß dieser letzte Schluck wenigstens in den meisten Fällen überflüssig ist. Aber, wie gesagt, sehr arg ist dies gewiß nicht, noch weniger ist es das Aergste dieser Art. Das non plus ultra, was mir in dieser Beziehung bisher vorgekommen, ist Folgendes:

In der Gemeinde X bildete sich unlängst ein Verein zur Abschaffung alles Ueberflüssigen bei Beerdigungen. Der Prediger in X, überhaupt ein Feind aller Vereine, war aus ganz besonderen Gründen diesem Vereine auch keineswegs hold, stimmte aber doch der Sache bei, wenn er sie auch nicht fördern half. — Aber (nun kömmt's!) der Verein ist wieder zerfallen, die Beerdigungsfeierlichkeiten sind wieder wie in guter alter Zeit wahre Fests- und Saufgelage, und das blos daher, weil es dem Pastoren so besser zusagt. Da gilt das Wort: „Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer.“

#### An den Herrn — b — in Brake.

Auf Ihre freundliche Zurechtweisung in Nr. 47. dieser Blätter habe ich noch ein klein wenig zu erwidern.

Der Endzweck, verstehen Sie mich recht, der Endzweck aller guten Erziehung im engeren Sinne ist die Wohlfahrt der Menschen, nicht deren Selbstthätigkeit; im weiteren Sinne berücksichtigt die Erziehung auch das Wohl der unvernünftigen Geschöpfe.

Die Erziehung will nichts anderes thun, als den jungen Menschen dahin richten, daß er für sein eigenes und seiner Mitmenschen Wohl thätig sei, und dann ist diese Selbstthätigkeit offenbar nichts anderes, als ein Mittel zur Erreichung des oben genannten Endzweckes.

Daß die Selbstthätigkeit im allgemeinen eine verkehrte Richtung annehmen könne, das geben Sie zu, indem Sie die Thätigkeit des Selbstmordes als Beispiel anführen; daß die besondere Selbstthätigkeit, die im Dienste des Wahren, Schönen und Guten auch auf furchterliche Abwege gerathen könne, dies beweiset die Geschichte der französischen Revolution gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, in welcher die Menschen für die Ideen „Freiheit und Gleichheit“ selbstthätig waren.

Daß das Elementarische das Wissenschaftliche ausschließen könne, dieses beweisen unter andern die unglücklichen Versuche, die Kunstausdrücke in unserer Sprache zu verbessern. Da nannte man den Genitiv Besitzfall, Wessenfall; den Dativ Zweckfall, Wemfall; das Adjektiv Beinamer; das Pronomen Personenwort, Personennamer etc. Alle diese Benennungen waren elementarisch, aber gewiß nicht alle wissenschaftlich.

Nun denken Sie sich einen Schüler, der auf diese Weise elementarisch unterrichtet, später in einer wissenschaftlich bearbeiteten Sprachlehre sich fortbilden will; oder denken Sie sich einen Schüler, der, durch Umstände veranlaßt, von einer Schule zur andern käme, in der einen Beinwörter, Personennwörter etc., in der andern Beinamer, Personennamer etc. kennen lernte, müßte er durch diese verschiedenen Benennungen nicht verwirrt werden? Offenbar würde aber diese Verwirrung wegfallen, wenn überall wissenschaftlich unterrichtet würde.

Wenn ich sage „unterrichte wissenschaftlich“, so fordere ich damit nicht, daß man dem Schüler Sachen vortragen solle, die ihm noch unbegreiflich sind.

Grundlage der Wissenschaften soll der Elementarunterricht sein (Sie sagen selbst „ohne vorhergegangenes Elementarisches hat das Wissenschaftliche nicht die mindeste Bedeutung“), aber nicht wissenschaftlich; daß die Wissenschaft eine nicht wissenschaftliche Grundlage haben soll, dies erscheint doch etwas unglaublich.

Was ich zur Erläuterung der Hauptsache sagen wollte, habe ich beendet, erlauben Sie mir nun noch eine Schlussbemerkung.

Ein sogenannter Federkrieg ist zwar kein Kampf auf Leben und Tod, aber doch auch kein solcher Streit, wie ihn die Hamburger Fischweiber auf dem Fischmarke führen. Um den letztern zu vermeiden, wählte ich den Weg der Deffentlichkeit und fügte meinem Aufsatze meinen Namen bei in der Erwartung, daß meine etwaigen Gegner dasselbe thun würden (die Deffentlichkeit verhütet am sichersten Gemeinheiten und Unanständigkeiten),

und doch, nehmen Sie es nicht übel, doch riecht Ihr gegen mich gerichteter Aufsatze ein wenig nach dem Fischmarke.

Dieses Mal mußte ich der Sache wegen antworten, in Zukunft werde ich alle derartige gegen mich gerichtete Aufsatze unberücksichtigt lassen.

Lintel. F. K. Meyer.

### A n f r a g e.

Am Abend des 20. d. gegen 10 $\frac{1}{2}$  Uhr überraschten mich bei einem Spaziergange durch die — Vorstadt auffallend merkwürdige musikalische Klänge.

Obgleich Laie in der Musik, begriff ich doch leicht, daß hier von Aufführung berühmter oder beliebter Meistersstücke keine Rede sein könne, und diese Ansicht fand auch Bestätigung in der Aeußerung anderer Personen, daß die gedachte Abendmusik nichts mehr und nichts weniger sein dürfte als eine s. g. Kagenmusik.

Wenn nun aber der Standpunkt der Vortragenden so gewählt schien (?), daß an der einen Seite ein Violin-Virtuose, an der andern Seite aber ein Virtuos (?) auf der Flöte wohnte, so müßte die Frage nicht überflüssig erscheinen, was es überall mit jenen gräßlichen Tönen auf sich habe und: ob man der Violine oder der Flöte eine Ehrenbezeugung (?) hat bringen wollen.

Um gefällige Auskunft über diese in Oldenburg bis jetzt unerhörte Erscheinung bittet für den Ehrenschauf-  
Profitent Ein Wißbegieriger.

21. Juni 1845.

### Das bevorstehende Concert

zur Gründung eines Pensionsfonds für hiesige Musiker

wird am Donnerstag den 26. d. M. Nachmittags 4 Uhr in der Großherzogl. Reithahn stattfinden. — Billets dazu sind in der Schulze'schen Buchhandlung hier bis zum Tage vor dem Concert à 48 Grote Gold zu haben; am Tage des Concerts kostet das Billet 1 Rthr. Gold.

### P r o g r a m m.

1. Concert-Duvertüre im ersten Styl von L. Spohr (Manuscript). — 2. Neues Violin-Concert, comp. und vorgetr. von L. Spohr. — 3. Arie aus „Jessonda“ von L. Spohr, vorgetr. von Mad. Schmidt. — 4. Clarinet-Concert von L. Spohr, vorgetr. von Hrn. Kapellmusikus Köhn. — 5. Spohr's C-moll-Symphonie. — 6. Das Vater Unser von Wahlmann, für Solostimme, Chor und Orchester, comp. von L. Spohr.

**Brieftasche.** An Incognito: Die Aufnahme findet statt, sobald das Incognito zwischen uns aufgehoben ist.

# Der Beobachter.

## Ein Volksblatt.

Oldenburg.

Druck vom verantwortlichen Verleger

Gerhard Stalling.

II. Jahrgang.

Freitag, den 27. Juni 1845.

№ 51.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern, jede  $\frac{1}{2}$  Bogen stark. Der Preis beträgt im Inlande vierteljährl. 27 gr. Gold nebst 6 gr. Postporto (zusammen 33 gr. Gold) ohne Vorausbezahlung. — Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

### Aufstand der Flüsse.

Anno domini 1845.

Ein frisches Säuseln zog  
Der deutschen Wälder Aeste,  
Ein Frühlingswehen zog  
Durch Hütten und Paläste.

Und manchen alten Zopf  
Wir sah'n ihn fall'n und modern.

Und manchen jungen Kopf  
In hellen Flammen lodern.

Gar mancher Sänger sang  
Nicht mehr die alte Veier,  
Gar mancher Becher klang  
Zu einer Jubelfeier.

So war's in Ost und West,  
So war es aller Orte.

Gar manches Jubelfest,  
Viel stolze hohe Worte:

Am freien Rhein der Dom!  
Freiheit des Worts, der Feder!  
Freiheit vom alten Rom!  
Freiheit vom Zuchtenleder.

Des öffentlichen Rechts  
Ersehnte Allgemeinheit!  
Des weiblichen Geschlechts  
Ermannung, Deutschlands Einheit.

Es blies ein frischer Morgenhauch  
Ob Wäldern, Wiesen, Sümpfen;  
Darob erwachten endlich auch  
Der deutschen Flüsse Nymphen.

Die Jungfern wollten gerne sehn,  
Mit eignen Augen schauen,  
Was denn so Großes sei geschehn  
In ihren lieben Gauen.

Drum sind aus ihrem stillen Bett  
Sie alle aufgestanden,  
Und liefen hurtig um die Welt'  
Herum in allen Landen.

Ein einzig, einzig Nymphenchen, ein  
Honettes Frauentzimmer,  
Wie könnt' es eben anders sein,  
Blieb still im Bett wie immer;

Ein einzig, einzig Nymphenchen bloß,  
Die Spree, blieb ruhig liegen,  
Ihr liebes Kindchen auf dem Schooß  
In Schlummer einzuwiegen.

Sie meinte klug: Wozu wohl soll  
Es nutzen aufzusteigen.  
Fürwahr, die Andern sind rein toll;  
Es giebt ja nichts zu sehen.

Aus ihrem Bett geschwind  
Erhoben sich die Andern,  
Um hurtig wie der Wind  
In alle Welt zu wandern.

Und wie der Wind so frisch  
Durch's deutsche Land zu gehen,  
Durch das so laut und rasch  
Hinzog ein Frühlingswehen.

